Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und

Kunst

Band: 1 (1911)

Heft: 49

Artikel: Die Gräfin Grisapulli [Fortsetzung]

Autor: Wenger, Lisa

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642581

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Gräfin Grisapulli.

Don Lisa Wenger.

(Fortsetzung.)

Er zitierte in einem fort: "Du bist wie eine Blume", oder: "Ich ging im Wald so vor mich hin," oder: "Sah ein Knab ein Köslein stehn," und erst als der Nachtisch kam, legte sich der seelische Hochflug, er wurde abgelenkt und af tüchtig mit.

Der Blinde sah mit seinen erloschenen Augen unverwandt zu seiner Madonna hinüber, die mit glockenheller Stimme allerlei Lustiges erzählte, und zwar in einem für eine Italienerin recht guten Deutsch.

Auch der Pfarrer glänzte über das ganze Gesicht, denn er mochte schöne Leute sehr gerne und bewunderte sie, wie er die Berge seiner Heimat bewunderte und sich dafür begeisterte.

Von Zeit zu Zeit stieß er seine Schwester mit dem Ellensbogen leise an, um sie zu veranlassen, ein weniger strenges und mißvergnügtes Gesicht zu machen. Aber Tante Amelie merkte nichts oder wollte nichts merken, denn ihr war ein schönes Gesicht noch lange kein Beweis, im Gegenteil!

Beim schwarzen Kaffee erklärte der Graf, daß er das Pfarrhaus von Oberau von Bekannten habe loben hören, und daß er seine liede Frau daher gerne der Obhut so vortrefflicher Menschen überlasse. Ein ganz klein wenig blinzelte die junge Gräfin, als er das sagte, und lächelte ein ganz klein wenig. Sie wußte wohl, daß der Sifersüchtige sie nicht wegen der Vortrefflichkeit des pfarrherrlichen Paares hieher gebracht, sondern weil er sich sagte, daß sie ihm in einem Pfarrhaus während seiner langen diplomatischen Reise ganz von selber anhangen würde.

Graf Grisapulli bat die Frau Pfarrer, sich doch seiner unwissenden, kleinen Frau etwas annehmen und sie in die Hausgeschäfte einsühren zu wollen, was Frau Hanna mit Freuden und mit viel Verständnis für seinen Wunsch versprach.

Die junge Gräfin Grisapulli schlug dabei die Augen nieder.

Dann empfahl der Graf dem Blinden, hie und da mit Gräfin Stella zu singen. Sie sei musikalisch und wisse sich keine bessere Freude.

Der Blinde verbeugte sich, legte die Hand aufs Herz und sah im Geist das herrliche Bild einer heiligen Cäcilia.

Die junge Gräfin Grisapulli schlug die Augen wieder auf und lächelte dazu.

Nun wandte sich der Graf an Tante Amelie, in der er mit sicherem Instinkt seine beste Hilse vermutete. Ihr legte er seine Frau ganz besonders ans Herz.

"Sie ist jung, mein Gott, was kann man von der Jugend erwarten?" sagte Tante Amelie gnädig und versprach über die Frau Gräfin wachen zu wollen.

Die junge Gräfin Grisapulli schlug die Augen nieder, und es zuckte um ihre Mundwinkel.

Zu guter Lett bat der fürsorgliche Ehemann den sangen Gymnasiasten, die Gräfin auf Ausflügen und Spaziergängen mitzunehmen, und die junge Gräfin Grisapulli schlug zum dritten und für heute zum letten Male die Augen auf und sah den Jungen an.

Dem wurde es ganz hinfällig bei dem Blick. Er fuhr ihm durch das Herz in den Mücken und bis in die Füße.

So, wohlversorgt und eingewickelt in die Sorglichkeit ihres Gatten, behütet und gepflegt von der ganzen pfarrherrichen Familie, sollte Stella Grisapulli den Sommer verleben.

Das Programm, das der Graf entworfen, wickelte sich ausgezeichnet ab.

Der Herr Pfarrer las mit der Gräfin, der Blinde mussizierte mit ihr, der Gymnasiast machte Aussläge mit ihr, und die Tante Amelie wachte über ihr mit den Augen einer tugendliebenden und Untugend hassenden Jungser.

Ganz besonders nahm sich aber die Frau Pfarrer ihrer an, wollte sie Himbeeren einmachen lehren und Kirschen, Staub wischen und Handtücher flicken und noch viel mehr. Wenn nur die Gräfin nicht immer und immer wieder ent-wischt wäre, einmal unter dem Vorwand, man ziehe in der Schmiede nebenan einem Pferd einen Zahn aus, und das andre Mal wegen etwas andrem. Die Frau Pfarrer mußte sie ungezählte Male mit erhisten Vacken, einer weißen Küchenschürze und mehligen Haaren suchen, um ihr die so nötigen Kenntnisse beizubringen.

Die junge Gräfin befand sich wohl wie ein Fisch im Wasser. Sie schlug die Augen auf und nieder, wie es sich ihr schiefte und die Umstände es erforderten.

Es traf sich merkwürdig, daß sie ersteres stets als nötig erachtete bei den männlichen Angehörigen des Pfarrhauses und letzteres bei den weiblichen. Sine Erklärung dasür gab sie nicht ab, es mochte in ihrer allgemeinen Weltanschauung liegen.

Aeußerlich war alles ganz genau so, wie es am ersten Tag gewesen, da die Gräfin Grisapulli ins Haus gekommen.

Aber innerlich war manches anders geworden.

Wo die weiße Gestalt sich zeigte, wurde es hell. Und wenn sie sprach, so erglänzte Freude auf allen Gesichtern. Und sprang sie die Treppe hinauf oder herunter, so lächelte alles im Haus — die Tante Amelie selbstverständlich außegenommen. Sie sah auf den Charakter und nicht nach leichten Tritten! Und daß die Gräfin keinen Charakter — was man so Charakter nannte — besaß, hatte sie längst heraußgefunden.

Sogar in die stille Studierstube war etwas eingezogen — etwas — der Pfarrer wußte selbst nicht, was es war. Aber es war früher nicht da, das wußte er bestimmt. Etwas Schönes, Erquickliches! Eine Freude! Ein Glanz!

Wenn die junge Gräfin des Morgens auf dem alten, schwarzen Ledersofa saß, weiß und frisch wie eine Schneeslocke, in einem deutschen Buch las, lachte, fragte, schwatzte und immer Zeit hatte, nie nur so auf dem Sprung dastand und auf den Augenblick wartete, wo sie entwischen konnte, und nie nach zerlassener Butter roch, ging dem Pfarrer das Herz auf.

Aber er erschrak über sich selber. Wie undankbar von ihm! Wie ungerecht! Für wen quälte sich denn seine Hanna, wenn nicht für ihn und die Kinder? Für wen stand sie in der Küche im Damps? Die Fremde hatte es leicht, schön und sein zu sein! Die hatte für nichts und niemand zu sorgen!

Seine gute Hanna! Die fleißige, gute Frau! Er schüttelte ärgerlich über seine Gedanken den Kopf.

Aber darum war doch Sonnenschein in seiner niedern, mit Büchern vollgestopsten Stube! Darum freute er sich doch jeden Morgen auf die Lesestunde, und darum schien es ihm doch, als hätten die Berge vor seinem Fenster noch nie so herrlich gestrahlt wie diesen Sommer, als seien die Matten noch nie so maiengrün gewesen, und als hätte der serne See noch nie so silbernblau geschillert!

Ja, ja, das Schöne!

Das Schöne! Dem Blinden war es verhängnisvoll geworden. Er sah es nicht, aber er fühlte es. Er wußte, es war da. Er empsand es mit allen seinen übrigen, geschärften Sinnen.

Seine Madonna! Seine Heilige! Seine Stella! Wie er sie liebte! Wie er Tag und Nacht an sie dachte! Und wie er ihrer begehrte!

Wenn er die Tasten leise berührte und sie neben ihm stand und sang und ihr Gewand rauschte und ihr Haar knisterte, das Haar von Seide — er hatte sie einmal gebeten, es berühren zu dürsen, und die Gräfin Grisapulli hatte es erlaubt und dazu gesächelt — und wenn er ihren Dust einsatmete, und sie sich herabneigte und ihm mit dem spizen, schmalen Zeigesinger die schmachtenden Lippen berührte, daß er sie da nicht an sich reißen durste, nicht nehmen und sortstagen und verbergen, und nie, nie wieder dem andern lassen!

Tag und Nacht quälte sich der Blinde. Er quälte sich und konnte es nicht ändern! —

Eines Tages, die junge Gräfin hatte mit dem Ihmnafiasten einen Ausstug unternommen, erhielt Tante Amelic einen Brief von einer Freundin in Maisand.

Den Brief lesen, aufschreien, ins Studierzimmer stürzen, wo Herr und Frau Pfarrer etwas zu besprechen hatten, war eins!

"Es ist ein Verbrechen!" stieß sie heraus, "geradezu ein Verbrechen ist es! In unserm reinen Haus!"

"Was? Was ist geschehen? Amelie, red' doch!"

"Sie sind gar nicht getraut!" schrie Tante Amelie, "sie ist gar nicht seine Frau! Sie ist seine Geliebte!"

"Wer?" rief der Pfarrer und wurde dunkelrot.

"Wer?" rief die Frau Pfarrer, halb entsetzt und halb neugierig, denn sie hatte noch nie eine lebende Geliebte in der Nähe gesehen.

"Die Gräfin Grisapulli! Er ist Malteserritter und kann gar nicht heiraten. Sie ist irgend etwas Obstures, und eine Deutsche, gar keine Italienerin! Da! Da! Ihr könnt's selbst lesen, da steht's schwarz auf weiß! Auf der Straße hat er sie aufgelesen! Eine Kokette ist sie! Luise hat's geschrieben!" Die arme, empörte Tante Amelie sing an zu husten und wurde ganz blau im Gesicht. Ihr Bruder klopste ihr den Kücken, und Frau Hanna brachte ihr ein Glas Wasser. Als die Tante sich erholt hatte, sagte der Pfarrer:

"Das ist alles nicht wahr! So sieht die Sünde nicht auß!"
"Emanuel!" rief Tante Amelie drohend, "sieh zu deinen Worten!" Geradezu imposant sah sie auß, als sie das sagte. "Willst du das Laster beschönigen!"

"Und ich sage dir, so sieht keine aus, die — die — Ich hatte mehr Gesegenheit als du, in die Abgründe der Menschheit zu blicken. Glaub mir, du täuscheft dich! Und morgen werde ich der Gräfin Grisapulli in deiner Gegenwart eine — eine — eingehende —"

"Papperlapapp!" rief erbost Tante Amelie, "keinen Tag länger sollen deine Kinder den Atem der Sünde verspüren, keinen Tag länger soll deine Gattin gezwungen sein, eine Unreine an ihrem Tisch zu dulden! Morgen packt sie ihre Koffer und geht, und damit basta! Und das werde ich ihr mitteilen!" Sie zeigte mit dem spizen Finger auf ihre Brust. "Ich! . . . Die Person, die! In unserm reinen Haus!"

(Schluß folgt.)

Im Rőseligarte.



Es ist für uns ein Zeit ankommen

In diesen Tagen um Weihnachten und Neujahr sahre ich mit Vorliebe auf der Eisenbahn inmitten dem Gedränge von Paketen, Rollen, Puppen, pustenden Frauen und Männern.

Es sind nicht blos die Päckchen in mancherlei Gestalt, die mich interessieren, wenn ich hinter jedem dieser Dinge die glänzenden Augen der Beschenkten entdecke. Es sind vielmehr die Leute selber, die Leute besonders, die am heiligen Abend noch ober morgens in aller Frühe zur Bahn sich begeben, um das Fest zu Hause, auf dem Lande zu feiern. Sie alle, die Hunderte und Tausende, die die Stadt das Jahr hindurch mit ihren Fangarmen gepackt, sie gefangen hält, Tag um Tag, Wochen, Monde lang, sie machen sich frei in diesen Tagen zu Weihnachten und kehren heim, von wannen sie gekommen. Vornchme und kleine Leute, sie lassen sich hinaus= fahren im unablässigen Rattern der eisernen Käder auf eisernen Schienen. Ein Dienstmädchen sitzt da still mit sich beschäftigt. Es nestelt an einem Backchen herum, das ein Halstuch für seine Mutter birgt. Es muß es immer wieder auskramen; es mißt das Tüchlein in seiner ganzen Länge wohlgefällig mit den Augen; bann faltet es behufam das Geschenk, streichelt mit groben Händen über die Wolle hin, zieht es wie auf eine plögliche Eingebung wieder auseinander. Umlegen möchte es das Tüchlein, um noch vollends sich vorzustellen, wie es wärmend bald den Hals der Mutter ein= hüllen wird. Doch es hält inne. Im geheimen streicht es damit ein-, zweimal über die Wangen. Mit einem verlorenen Blick durch die Scheiben des dahin rollenden Wagens hat es das Kleinod wieder behutsam eingewickelt. Im hohen